

# Über die Tübinger Stadtsprache

Von Arno Ruoff

Die Sprache eines Ortes zu bestimmen ist heute schwerer, als noch vor einer Generation. Wie unser ganzes volkstümliches Leben heute einem Prozeß der Umschichtung unterliegt, so ist im besonderen Maße die angestammte Sprache raschem Wandel unterworfen. Die bisher üblichen und hinlänglichen Untersuchungsmethoden reichen darum vielfach nicht mehr aus, um Sprachgruppen geographischer oder soziologischer Art voneinander zu scheiden. Und gerade in Tübingen ist neben der für unsere Zeit bestimmenden Einebnung der Sprachschichten die Differenzierung einerseits landschaftlich, andererseits gruppengebunden noch sehr mächtig.

Die *landschaftliche Verschiedenheit* von Sprachgebieten ist zumeist durch alte Territorialgrenzen bedingt. Für die angestammte Tübinger Mundart bestimmend ist die Zugehörigkeit zu Altwürttemberg und die Lage zwischen dem Gebiet der Reichsstadt Reutlingen (mit den Grenzorten Wannweil, Ohmenhausen, Bronnweiler) und dem Gebiet der vorderösterreichischen Grafschaft Hohenberg (mit den Grenzorten Hirschau und Bühl). Gleich Stuttgart gehört Tübingen nach den Hauptgrenzen der Mundart dem mittelschwäbischen Gebiet an. Das erweist sich an der Aussprache von Kennwörtern, die stellvertretend für eine Reihe entsprechender Lauterscheinungen stehen. Dicht bei Tübingen verlaufen die tiefer greifenden Sprachscheiden der Aussprache von „breit“ (Tübingen und östlich davon: *broit*, westlich dagegen *broat*), „erst“ (Tübingen und östlich davon: *airscht*, westlich dagegen *ersch*). Während die Grenzen gegen Osten schwächer und nicht so zahlreich sind, mitunter bloß im Gebrauch des einen oder anderen Wortes zur Bezeichnung derselben Sache liegen (etwa für „ja“ *jo* mit offenem *o* gegenüber *jau*, für „muß“ *muoß* gegen *moß*, *Strahl* gegenüber *Kamm*, *schalta* gegen *schieba*), sind die Grenzen gegenüber dem alten vorderösterreichischen Gebiet so stark, daß sie auch einem nichtschwäbischen Ohr auffallen, z. B. für „viel“ in Tübingen *viel* gegenüber *veil*, „Feuer“ *Fuir* gegen *Fur*, „du“ *du* gegen *dau*, „Säue“ *Sei* gegen *Saua*, „Häuslein“ (Mehrzahl) *Heisle* gegen *Heisla*, oder besonders „Dienstag“ *Daischtich* gegen *Zeischtig*, „nichts“ *nex* gegen *nonz*, „Ente“ *Eet* gegen *Geit*. Deutlich und ohrenfällig z. B. auch „gewesen“ *gwäa* gegen *gsai*. Kennzeichen für das westlich anschließende Gebiet ist u. a. auch die Erhaltung des ursprünglichen *w* als *b* in Wörtern wie *hauen*, *knien*, *geruhen*, *ehe*: *hauba*, *knuibla*, *gruaba*, *aib*. Damit in sonderbarem Zusammenhang steht auch die heutige Form des Ortsnamens *Tübingen*:

Der Name leitet sich her vom altdutschen Personennamen *Tuwo*. Entsprechend der Mehrzahl der anderen -ingen-Ortsnamen, wie sie in unserem Gebiet häufig auftreten, ist es also die Siedlung der *Tuwo*-inge. Die

alten überlieferten Formen *Tuwingin*, *Duwingen*, *Tuin-gia* weisen dies und die Entwicklung, die der Name nach den Lautgesetzen des mittelschwäbischen Gebietes nehmen mußte, deutlich aus. Dem entspricht genau die in der angestammten Tübinger Bevölkerung noch bisweilen gesprochene Form *Diwenga*. Die Form mit *b* ist also aus noch ungeklärten Gründen von der Sprache der westlich benachbarten Orte aus auch im ehemals altwürttembergischen Gebiet üblich geworden und hat die ursprüngliche Schreibung, allmählich auch die in der Stadt selbst angestammte Aussprache verdrängt.

Die Einordnung der Tübinger Mundart in das größere Gebiet des Mittelschwäbischen allein reicht noch nicht aus, um die vielschichtige Stadtsprache auch nur einigermaßen zu bestimmen. Die Strukturlinien des verwirrend vielfältigen Bildes lassen einige *Gruppen* voneinander trennen: Einmal besteht seit alters ein starker – und nicht nur sprachlicher! – Unterschied zwischen der angestammten *Vollmundart* in der besonderen Eigenart der Tübinger Weingärtner. Daneben – einst daraus erwachsen, aber schon seit Jahrhunderten davon getrennt und in eigener Weise weitergebildet – die zur „hochschwäbischen“ Ausgleichssprache hin tendierende *Umgangssprache* des bürgerlichen Mittelstandes, der Beamten, Handwerker, Kaufleute. Die Sprache der Universität, der ihr angehörenden und nahestehenden, ist – soweit nicht Hochsprache – gleich der Sprache der Stuttgarter Oberschicht bewirktes und bewirkendes Element der zur Hochsprache hin tendierenden *Ausgleichssprache*, die allerdings ihre Herkunft speziell aus dem mittelschwäbischen Gebiet nicht verleugnen kann und nur auf diesem Boden überhaupt entstehen konnte. Es ist das „Schwäbeln“, das der Nichtschwabe „so gerne hört“, das landläufig mit dem schillernden Begriff „Honoratiorenschwäbisch“ bezeichnet wird und das neben Stuttgart gerade in Tübingen seinen Brennpunkt, seine Entstehung und seinen jeweils frisch wirksamen Umschlagplatz hat. (Hierüber wird an anderer Stelle dieses Heftes ausführlich berichtet.) Auf die in unseren Tagen neu wirkenden Einflüsse der sprachlichen Umschichtung durch den Einfluß nicht-schwäbischer Neubürger soll in diesem Zusammenhang nicht eingegangen werden; diese Erscheinung ist einmal noch zu sehr im Vollzug, als daß Ergebnisse klar gezeigt werden könnten, zum anderen ist sie eine so weitreichende und allgemeine Tatsache, daß sie an dieser Stelle nicht eigens erörtert zu werden braucht. Bei der Betrachtung der drei hauptsächlichen Gruppen, welche die Tübinger Stadtsprache bilden – Vollmundart, Umgangssprache des Mittelstandes, Ausgleichssprache der Universität – zeigen sich einerseits starke Angleichungstendenzen (nichts anderes als ein Ergebnis davon ist ja



das eben besprochene „Honoratiorenschwäbisch“ überhaupt!), andererseits eine deutliche Differenzierung und Beharrungstendenz. Die von ihren Wurzeln losgelöste Umgangssprache des Mittelstandes tendiert zur allgemeinschwäbischen Ausgleichssprache hin, die Sprache der Universität bemüht sich um Annäherung an die Hochsprache. Beide Bestrebungen werden vielfach im Lautlichen realisiert, so etwa in der Umgangssprache Gans für mundartlich Gaas mit langem nasalierten a, Schnee für Schnai, Zins für Zais, Knie für Knui, rot für raut, Donnerschtag für Dorschdig usw. Was aber stets schwäbisch (teils allgemein-schwäbisch, teils spezifisch mittelschwäbisch) bleibt, ist weithin der Satzbau, zum Teil auch der Wortschatz und vor allem die unverlierbare und schlechterdings unverkennbare Sprachmelodie, auf deren Untersuchung als eben der tiefsten, weil zumeist unkontrollierbaren Sprachkomponente die heutige Forschung besonderen Wert legt. Hier liegen die letzten und in ihrer Art tiefgreifenden Unterscheidungsmerkmale, die bisher der Wissenschaft verschlossen waren, die die Methoden und Normen zu ihrer Untersuchung erst zu dem Zeitpunkt entwickelt hat, in dem weitere Forschung nicht mehr darauf verzichten kann.

Von allen anderen Sprachschichten abgehoben und für die Stadtsprache von wirklich „grundlegender“ Bedeutung ist die örtliche Vollmundart, auf die im folgenden besonders eingegangen werden soll. Ihre Eigenart innerhalb der Stadtsprache selbst und gegenüber anderen mittelschwäbischen Mundarten besteht seit langem und bot schon mehr, als den Gliedern der Gruppe lieb ist, Anlaß zu verschiedenartigen Erörterungen von freundlichem Humor über bissige, gewollt überlegene Ironie bis zu feindlichem Ernst, in seltenen Fällen auch von sachlicher Würdigung.

Es ist die Sprache von Tübingens „unterer Stadt“, die *Sprache der Weingärtner*, der – wie sie sich selbst nennen und nennen lassen – Raupen oder – wie sie von Andersartigen genannt werden – der Gogen. Die „Beschreibung des Oberamts Tübingen“ von 1867 bezeichnet den Tübinger Weingärtner als „ens sui generis“, als einen eigenen Typus also, von dem in launiger, von heutiger Amtssprache noch nicht angekränkelter Art gesagt wird, er habe Stoff und Form seines Daseins gegen den Schliff der Zeit mit solchem Erfolg zu wahren gewußt, „daß man oft glauben möchte, es sei zwischen seinem Wohnsitz, der unteren Stadt, und dem Musensitz in der oberen, nicht etwa eine Chinesische Mauer, sondern ein breites Hochgebirge herübergepflanzt“. Tatsächlich hat sich diese Absonderung bis heute vielfach erhalten, und die Eigenart der Weingärtner beginnt mit ihren Spitznamen „Raupen“ und „Gogen“, deren Herkunft und Bedeutung bis heute noch nicht geklärt sind:

Die Bezeichnung „*Raupen*“ ist schon im Jahr 1576 belegt. Heute ist sie nicht mehr auf die Tübinger Weingärtner beschränkt, wird aber wohl von hier ausgegangen und auf die Weingärtner in Reutlingen, Rottenburg und zum Teil in Eßlingen und Plochingen übertragen worden

sein. Was das schwäbisch vorkommende Wort Raup = junges Rind und die davon abgeleitete oder als Lehnwort entstandene Raupe = Graswurm mit dem Namen zu tun haben, ist unklar. Eher anzunehmen ist die Herkunft aus der Wortgruppe *rauh*, *Rauhbau*, *raupelig*, was das rauhe, grobe Wesen vielleicht bezeichnen sollte. Der Name „*Gogen*“, mit offenem o gesprochen wie in hochsprachlichem „fordern“, gehört nur den Tübinger Weingärtnern und stammt wohl erst aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Das Wort „*Gogerei*“ für den Wohnsitz der Gogen taucht schriftlich erstmals 1781 auf. Die Vermutung der Entstehung in Studentenkreisen liegt nahe. Das offene „Oberländer-o“ könnte auf die Herkunft aus katholischen Studentenkreisen schließen lassen, die stets in besonderem Gegensatz zur rein protestantischen Urbevölkerung standen. Die Annahme mancher Tübinger, besonders einiger Gogen selbst, ein Angehöriger des mit ihnen stets bestens verfeindeten katholischen Konvikts („Konviktsriasel“ heißt man sie) habe ihnen diesen Übernamen geschenkt, kann nicht zutreffen, da das Wort vor der Verlegung des Konvikts nach Tübingen (1817) im Gebrauch war. Die andernorts aufgestellte These einer Herkunft von „*Georg*“ oder „*Gauch*“ hat wenig Wahrscheinlichkeit, da diese Wörter unkontrahiert in dieser Form in der Mundart bestehen. Eher mag die Vermutung eines guten Kenners von Alt-Tübingen zutreffen, daß die Wörter „*Pädagog*“ und „*Demagog*“, die gerade in dieser Zeit in den deutschen Wortschatz aufgenommen wurden, Anlaß zu einer verballhornten deutsch-griechischen Analogiebildung gegeben haben, die sich auf die nasenfällige Tätigkeit der Tübinger Weingärtner bezieht: *Mistagogen*, also immerhin auch *-gogen*! Während der Name im schwäbischen Bereich keine Entsprechung hat, finden wir in benachbarten Mundarten doch eine große etymologische Verwandtschaft: Wörter, die sich alle auf hagere, lange, eigenartige Menschen beziehen. Ein Zusammenhang damit mag im Hinblick auf die von schwerer Arbeit geprägten und nicht städtisch-feinen Gestalten der Weingärtner möglich sein. Wer um die Zufälligkeit von Übernahmenbildungen in Gruppensprachen weiß, die selbst durch tiefgründige etymologische Betrachtungen nicht erschlossen werden können, muß allen angeführten und nicht angeführten Vermutungen das Recht einer gewissen Wahrscheinlichkeit zugestehen.

Von der „unteren Stadt“ spricht die Oberamtsbeschreibung, und jedem Tübinger und jedem Studenten ist diese Bezeichnung ein ganz bestimmter und nicht mehr nur geographischer Begriff. Ursprünglich war es die Altstadt, die von der Schmidtorgasse als Achse der „unteren Stadt“ durchzogen wird, von Ammergasse und Kornhausstraße im Süden, Froschgasse im Osten, Bachgasse, Lazarettgasse, Hohentwielgasse im Norden und Seelhausgasse im Westen begrenzt. Ohne daß man sich in die erst jüngst neu angelaufene Diskussion um die Besiedlungsgeschichte Alt-Tübingens einläßt, kann man unbeschadet derer Ergebnisse, die das alemannische Urdorf



in diesem Raum ins Reich der Legende verbannen, doch feststellen, daß sich hier in der unteren Stadt, wenn auch nicht die älteste Siedlung, so doch wohl die Nachkommen der ältesten Siedler finden. Und auch das stimmt heute nicht mehr ganz. In unserem Jahrhundert haben etliche Weingärtner auch außerhalb dieser Grenzen gebaut, was aber ihrer Eigenart und ihrer Zugehörigkeit zur „unteren Stadt“ keinen Abbruch tat. Bestimmend bleiben Beruf und Abstammung.

Aus drei *Wurzeln* erwächst die Eigenart der Tübinger Weingärtnersprache: 1. aus der örtlichen Vollmundart, deren Begrenzung im schwäbischen Sprachraum anfangs skizziert wurde, vielleicht noch mit der Besonderheit der ungeklärten Zusammensetzung der Urbevölkerung; 2. aus der Weingärtner-Fachsprache; 3. aus dem wohl seit Begründung der Universität bestehenden Gegensatz zur Schicht der „Gebildeten“ und der notwendigen Auseinandersetzung mit dieser.

Das zuerst ins Ohr fallende dieser Mundart ist die schriftlich nicht mitteilbare *Sprachmelodie*, die sich von jeder anderen schwäbischen und auch der „allgemeinschwäbischen“ deutlich unterscheidet. Verschiedene schwäbische Ort- und Landschaften bedenken sich gegenseitig mit dem Vorwurf des „Singens“ anstatt Sprechens. Eine der melodösesten schwäbischen Mundarten wird gewiß die Tübinger Weingärtnersprache sein. Kennzeichnend für sie sind die modulierende Tonhöhe und -stärke mit besonderen Höhen am Ende des Satzes und der Satzteile; dazu der wie mit äußerster Kraftanstrengung gepreßte Ausdruck und dabei besonders das charakteristische „reißende“ r. Zum örtlichen *Lautstand*, wie er eingangs angedeutet wurde, kommen noch etliche Besonderheiten, deren manche auch eine Wirkung der Auseinandersetzung mit oberer Stadt und Universität sind. So etwa die im Gegensatz zum sonstigen Mittelschwäbischen nicht völlig entrundeten ö-, ü-, eu-, äu-Laute zu e, i, ei, ai, sondern Realisation von klaren Mittellauten zwischen den angeführten. Der *Wortschatz* indessen ist ganz eigen, er ist für die verhältnismäßig engen Stoffgebiete unerhört mannigfaltig, und erst der darin Eingeweihte erkennt im Gegensatz dazu die Armut der Ausgleichssprache, selbst der Hochsprache, deren Überbewertung mitsamt der dadurch bedingten Angleichung an sie, in den anderen Gruppen der Stadtsprache – philologisch gesehen – eine Degenerationserscheinung darstellt. Sie schließt es auch aus, daß die Vollmundart, wie zu früherer Zeit, als tragendes Element die Umgangssprache, gar die Hochsprache befruchtet: ein recht verbreitetes, bedauerliches, aber unabänderliches Symptom unserer Tage. Der Gegenpol der Umgangssprache ist schon so weit von der Vollmundart entfernt, daß er seinerseits auch nicht mehr besonders wirksam zu werden vermöchte, weshalb zwei Sprachschichten ohne wesentlichen Ausgleich nebeneinander bestehen. Sehr viele Wörter und Ausdrücke, selbst wenn sie nicht dem Bereich der Fachsprache entstammen, werden in der oberen Stadt nicht mehr gebraucht, oft schon gar nicht mehr

verstanden. Was versteht vollends ein Fremder davon (sachlich und sprachlich!), wenn der Raup im Vorlai (Vorlehen, Landstück am unteren Ende des Weinbergs) schoht, den Gruaber (Stützstock) unters Reff (Rückentragkorb) stellt und seinen Gurren (schlechter Weinberg) einen Grillisroi („Grillenrain“) schilt. Oder wenn er mit dem Ohmdsägle (Baumsäge) den Glutscher (abgängiges Holz) herausschneidet, wenn er mit der Falkhau (leichte Hacke) Häerdärm („Hühnerdärme“), Bettsoicher und Widlesgras (andere Unkrautarten) aus seinem Wengert hacken oder mit der Hoob (Habe, Rebmesser, gesprochen mit langem offenem o wie in Gog) verbräacha (verschneiden) oder bziega (beziehen, anbinden) muß, daß er im Spätling (Herbst) wenn die Beer zeitig (Trauben reif) sind, uf da Boom gao (auf den Kelterbaum gehen, keltern) kann und keinen Rachenputzer, Simsenkräbeler oder Raßler (schlechte Weine) kriegt, wie die Reutlinger . . .

Andrerseits hat sich der Raup Wörter aus dem Bereich der Hochsprache und aus dem akademischen Vokabular in seinen Wortschatz einverleibt, die er in seine Rede sehr treffsicher, oft in deutlich ironisierender Absicht einstreut. So etwa, wenn ein Raup zum anderen am Schluß einer Wahlrede, die der Bürgermeisterkandidat mit den Worten „Das walte Gott“ beendete, kurz sagt: „Den wählet mer, der hot au no Religio em Ranza!“ Oder wenn einer, der bei's Professors die Abortgrube leert, zur Frau Professor, die sich über den Gestank (der Raup sagt dazu „Veigelisduft“) beschwert, außer der lakonischen rhetorischen Frage „Han i 's dao oder Sie?!“ vielleicht sagt: „Sie werdet au koine Balsamküachla macha . . .“

Neben der Fülle des Wortschatzes, die hier nur behauptet und angedeutet werden kann, sind für die *Sprache* des Raupen besonders charakteristisch sein Humor und hintergründiger Mutterwitz, der derb, sehr derb sein kann, der sich aber nie zum Sarkasmus des „gebildeten“ Witzes herabläßt. Dazu kommen die Schlagfertigkeit, der Lakonismus und die *Bildhaftigkeit* seiner Rede. Weit bekannt und viel zitiert sind die Sammlungen der „Gogenwitze“, die freilich in vielen Stücken auch in anderen Landschaften anderen Menschen in den Mund gelegt werden; nicht wenige sind der Wesensart der Tübinger Weingärtner auch völlig unangemessen und darum unmöglich. Die anderen allerdings sind keine „Witze“, wie man sie für die letzte Zeitungsseite ersinnt, sondern Verwirklichungen des Volkshumors, der sich in jedem Gespräch in jedem Augenblick neu aussprechen kann, der über einen großen Schatz an Formeln und feststehenden Wendungen verfügt, aber daneben vor allem über die Fähigkeit, jederzeit neu einen passenden Spruch zu schöpfen, ein Bild, einen Vergleich von prachtvoller Überzeugungskraft zu schaffen. (Das unterscheidet den Raupen von den Bürgern der oberen Stadt, die oft nur feste Formeln und vorgeprägte Bilder ihrer darin nicht mehr schaffenskräftigen, also sterilen Sprache entnehmen können.) Es ist schwer, dafür Beispiele zu geben, weil sie



erst im Gebrauch auftauchen und von diesem nicht losgelöst werden können. Und das meiste läßt sich ohnehin nicht niederschreiben mit Rücksicht auf den Rotstift des Lektors, die Seele des Lesers oder den Leib des Schreibers. Aber hierher gehört etwa, wenn der Raup von einem Sterbenden sagt: „Där hot au nemme weit hoim“ (der hat auch nicht mehr weit heim), oder er habe nicht mehr weit „zum Krommschenkel“ („Krummschenkel“: Flurname des Friedhofgebietes), oder von einem Schwerkranken: „Do wurd's Zeit, daß der Hergott de Krätte raließ“ (Da würde es Zeit, daß der Herrgott den Krätten, Aufzugkorb zur Beförderung von Lasten auf den Dachboden am Seil an der Außenwand des Hauses, herablassen würde), oder wenn er von einem Erhängten sagt, er sei „im Hanf verstickt“. Ebenso gehören hierher auch die großen Gebiete der Flüche und Drohungen, deren Möglichkeiten schlechterdings unerschöpflich sind. „Bei ons gältat älle, au mo mer et kenne“ (Bei uns gelten alle Flüche, auch die wir nicht kennen). Und das heißt ja doch wohl: auch die, die wir erst jeder Situation anpassen und neu bilden. Und wenn der Wengerter sagt: „I henk Der 's Kreuz aus und dreh Der d' Gurgl rom, daß der Kopf zom Arsch naahangt“, so ist das noch ein ziemlich wohlmeinender und milder Ausdruck. Schwerer ist schon der: „I schlag Der 's Hirn nei, daß De d' Heilig Maria für a Fabrikmensch aaschauscht!“, und drastischer läßt sich ein Schlag zur Herstellung krasser Geistesverwirrung nicht androhen.

Die dem Schwaben mitunter nachgesagte „Maulfaulheit“ erscheint in der Sprache der Tübinger Wengerter in der hohen Blüte des *Lakonismus*, der eine geradezu philologische Freude am kürzesten und nur dem Eingeweihten oder Gleichdenkenden verständlichen Ausdruck hat. Beispiele sind bekannt genug („Em ra“ . . .).

Der geistigen Beweglichkeit, die in der Auseinandersetzung mit den Kreisen der Universität, besonders den Studenten, erworben wurde und immer neu herausgefordert wird, steht das der Volkssprache eigene *Beharrungsmoment* gegenüber. So heißt heute noch der offiziell „Jakobskirche“ benannte Mittelpunkt der unteren Stadt eben die „Spittelkirch“, das „Schwäbische Tagblatt“ wird noch mit seinem alten Namen „Gronich“ (Tübinger Chronik) benannt, und wenn einer „nicht recht gescheit ist“, dann tut man ihn „zum Semmerleng“, d. h. in die Nervenklinik, die heute noch den Namen ihres längst verstorbenen Leiters hat.

Als letztes sei noch auf eine Fähigkeit hingewiesen, die freilich auch wieder jeder Volkssprache eigen ist, aber auch wieder gerade bei den Tübinger Weingärtnern ihrer Wesensart nach besonders hoch entwickelt ist: nämlich die Fähigkeit zu feinsten sprachlicher *Nuancierung*. Gleich anderen Spracherscheinungen, etwa der Steigerung durch Reihung und abgewandelte Wiederholung, ist die Kunst der Nuance eine Eigenart, die dem sprachlichen Mittelstand fehlt und nur einerseits der Grundschicht der Mundart, andererseits erlesener Hochsprache oder dichterischer Sprache vorbehalten ist. Ein Beispiel

dafür ist etwa der Gebrauch des Wortes „päb“ (behäbe, Eigenschaftswort aus behaben, beheben). Es bedeutet je nach seiner Verwendung u. a.: eng, nahe, dicht, knapp, genau, kaum, herb, geizig. Ein Gefäß ist päb, es ist wasser- und luftdicht, es hat kein Loch. Kleider sitzen päb, sie sind eng. Das Essen hat päb gelangt, es hat eben noch gereicht. Zu seinem Schatz hockt man vielleicht ganz päb naa, ganz nahe hin. Ein Gegner guckt päb, sieht scheel her. Einer ist päb, er ist peinlich genau oder geizig. Einer langt einem päb naa, er tritt einem zu nahe. Das Schicksal nimmt einen päb, es trifft ihn hart. Das ist päb gschwätzt, das Urteil ist zu eng.

Ein anderes, nicht weniger weitreichendes Beispiel ist die Verwendung des „schwäbischen Grußes“. Er findet in Tübingens unterer Stadt wohl seine häufigste Verwendung und seine größte Variationsbreite. Am seltensten wird er – konkret gemeint – als Schimpfwort gebraucht, häufig bloß – wie es in einem Gerichtsurteil hieß – „zur Anknüpfung, Fortführung oder Beendigung eines Gesprächs, oder um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben“. Als Begrüßung bei unverhofftem Wiedersehen ist er selbstverständlich (es ist ja ein schwäbischer Gruß!), bei jeder Überraschung ist er der nächstliegende Ausruf. Mit Hilfe der verschiedensten Ausdruckskomponenten (Melodie, Betonung, Beiwörter usw.) lassen sich sämtliche Schattierungen von abgrundtiefer Verachtung bis zu herzlicher Zuneigung ausdrücken. Die Möglichkeiten schriftlicher Wiedergabe sind zu wenig entwickelt, um diese feinen Nuancierungen darstellen zu können.

Mundart und Ausdrucksformen der Tübinger Weingärtnersprache haben sich in ihrer Eigenart über lange Zeiten hin erhalten. Das ist gerade in Tübingen vielleicht das Eigenartigste an ihnen. Aber auch sie sind allmählichem Untergang geweiht, wo die junge Generation nach Beruf oder Heirat oder Wohnsitz nicht mehr in der Gemeinschaft der Gruppe bleibt. Mit Weinbau und Landwirtschaft sterben auch Art und Sprache. Gewiß werden die Jungen auch später noch viel Altes, Angestammtes behalten, was in ihrer Art ist, aber doch ist es ein primäres menschliches Bedürfnis, sich anderer Umgebung und Lebensgewohnheit, gerade auch in der Sprache anzupassen. Nur die Alten sind noch ganz und unverwässert Raupen. Und welchem der geneigten Leser diese andeutenden Aufzeichnungen nicht genug oder nicht glaubwürdig sind, der möge selbst durch Tübingens untere Stadt gehen und einen Alten fragen: „Sagen Sie, Mann, wohnen hier die Gagen?“; dann möge er „nicht an den Letzen kommen“, sondern die Fülle volkstümlicher Ausdrucksmöglichkeiten nicht gleich am eigenen Leib, aber am eigenen Geist erfahren können und, wenn nicht die Kraft der Arme, so doch die Kraft volkstümlicher Sprache, Energie des Worts mehr, denn solche der Tat, spüren! Dieser Kraft und ihren Trägern noch zu ihren Lebzeiten ein bescheidenes Denkmal (ein Denkmal oder wenigstens ein „Denk' mal“) zu setzen, ist der tiefere Sinn dieses Aufsatzes.